

Die christliche Mission in der Bedrohung

Autor(en): **Omikron**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **44 (1961)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dies nicht eine für sie unerträgliche Schändung des Gottesbegriffs darstellt. Wer aber jemals fähig war, der Hitlerbarbarei mit oder ohne Strapazierung des Gottesbegriffs das Wort zu reden, der ist für alle anständigen Menschen erledigt und am allerwenigsten berufen, anderen Leuten «moralische» Aufrüstung zu predigen. Und mit ihm ist es jede Bewegung, die sich seiner Führung unterstellt.

Walter Gyßling

Ethische Haltung ohne Religion

Immer wieder wird uns Freidenkern vorgehalten, ohne Christentum gebe es keine Moral. Darum machte die Rationalist Press Association in England gerade dieses Problem zum Thema ihres diesjährigen Jahreskongresses in Oxford. Wir entnehmen der englischen Freidenkerzeitung «The Humanist» die Wiedergabe eines Vortrages von Dr. Victor Purcell, der an den ostasiatischen Weltanschauungen nachweist, daß Moral ohne christliche Religion, ohne Gottgläubigkeit, schon seit vielen Jahrhunderten besteht. Dr. Purcell, der 25 Jahre in Ostasien gelebt hat, behandelt insbesondere die chinesische Auffassung von Moral seit den frühesten Zeiten und deren Entwicklung bis auf die heutige Zeit:

Die Weltanschauung des Chinesen war in hohem Grade pragmatisch, sie faßte den Zusammenhang der Handlungen ins Auge, und kannte keinen persönlichen Gott oder Schöpfer, keinen himmlischen Gesetzgeber. Der Chinese glaubte, die himmlische Harmonie entstehe — nicht aus der übernatürlichen Tat eines Königs der Könige, sondern — durch unmittelbares, freiwilliges Zusammenwirken aller Wesen des Weltalls, wie es entstehe, weil jedes Wesen der inneren Notwendigkeit seiner eigenen Natur folge. Die Natur zeigt wohl einen regelmäßigen Gang ohne Unterbrechung, ohne Anfang und Ende, aber das ist nicht das Ergebnis eines Gebotes. Zur Ablehnung Gottes gesellte sich die Betonung der Spontaneität und Freiheit der Natur.

Der Grundsatz der Gegenseitigkeit wurde von Confucius negativ ausgesprochen: «Nicht anderen zu tun, was du nicht wünschtest, daß dir selber getan würde.» Lao Tse riet: «Belohne die Beleidigung mit Güte.» Confucius griff nicht so hoch. Denn wenn Beleidigung mit Güte belohnt wird, was ist dann die Belohnung der Güte? Darum sagte er: «Belohne Beleidigung mit Gerechtigkeit und belohne Güte mit Güte.»

Die Welt des Confucius war anthropozentrisch, das heißt: der Mensch stand im Mittelpunkt; die gesellschaftlichen Beziehungen des Menschen zum Menschen waren Anfang und Ende. Wegen seiner praktischen Natur wurde der Confucianismus zur Staatsreligion, während der Taoismus, welcher die Rückkehr zu primitiver Einfachheit predigte, entstellt und voll Aberglauben wurde.

Die drei großen Religionen Chinas, Confucianismus, Buddhismus und Taoismus, lehnten alle den Gedanken an einen Gott ab, an eine patriarchalische Gestalt, die durch Androhung von Strafe oder Versprechen einer Belohnung das Gesetz aufzwang. Die Chinesen machten auch die Trennung in Körper und Seele nicht mit, wie der Westen dies tat.

Da es keinen himmlischen Gesetzgeber gab, hatten die Chinesen auch eine andere Rechtsauffassung. Sie beurteilten eine Handlung nach deren Folgen, nicht nach der Absicht. Zu welchen Mißverständnissen dies führte, zeigt ein Zwischenfall im Jahr 1784, als der Kanonier eines Ostindienfahrers eine geladene Kanone zur Begrüßung abfeuerte und einen Chinesen tötete. Der Matrose wurde von den Chinesen als verantwortlich betrachtet und hingerichtet.

Trotzdem ist es falsch, zu behaupten, die Chinesen seien der Meinung gewesen, die Barbaren sollten «durch Mißherrschaft beherrscht» werden. Dieser Satz entstammt einer fehlerhaften

Uebersetzung und sollte heißen «sie regiere durch Nichtregieren». Diese Politik entsprach dem althergebrachten Grundsatz des Wu Wei (sich einer Handlung wider die Natur enthalten). Das war ein taoistischer Grundsatz, wonach man nicht darauf beharren sollte, etwas zu tun, was gegen das Wesen der Dinge ginge, sondern sie sich selber überlassen sollte, damit sie ihren eigenen Weg nehmen könnten.

Die Praxis lag allerdings weit unter den anspruchsvollen Lehren der Weisen. Was aber einem Westeuropäer als allgemein anerkannte Bestechung scheint, ist nicht notwendigerweise Korruption. Der Grundsatz der Gegenseitigkeit veranlaßte einen Chinesen, für seine Tat eine Erwidmung oder eine Gunst zu erwarten. Was die Europäer «squeeze» (Druck) nennen, war eine Methode um den Reichtum zu verteilen und zu einem beträchtlichen Grade auszugleichen.

Vielleicht der am meisten einen Europäer erstaunende Charakterzug ist das «Sich-dem-Wind-beugen». Wenn einer seine Macht verliert, dann haben die Chinesen das Gefühl, daß sie schon dadurch — durch dieses Ereignis — von der Verpflichtung entbunden sind, ihn zu unterstützen. Eine Dynastie verlor ihr Anrecht auf Gehorsam, wenn sie «den Auftrag des Himmels» verlor.

Trotz der großen Veränderungen in den letzten zehn Jahren bleibt China chinesisch, und der orthodoxe Marxismus-Leninismus ist entsprechend gewandelt worden. Unter dem Confucianismus war die Stellung der Frau sehr schlecht, aber der Begriff des unehelich Geborenen existierte nicht: Kinder der rechtmäßigen Gattin wie der Konkubinen waren einander gesellschaftlich und im Erbrecht gleichgestellt. Die Taoisten dagegen nahmen die Gleichheit von Männern und Frauen an. Heute ist die Emanzipation der Frauen der bedeutsamste einzelne Faktor, welcher den Erfolg der kommunistischen Revolution sichert.

Auch der Islam ist in Ostasien nicht notwendig fanatisch. Der Buddhismus ist insofern dem Christentum und dem Islam ähnlich, als er eine Religion des persönlichen Heiles ist, aber er hat keine «Kirche» und ist daher gar nicht dafür organisiert, sich in das Leben von Nicht-Buddhisten einzumischen.

Soweit die traditionellen Religionen des Fernen Ostens in Konflikt oder in Konkurrenz mit modernen Ideen treten, befinden sie sich im Rückgang. Die nicht-religiöse Ethik macht sich eben in der ganzen Welt bemerkbar. Aber vor allem hat China das Christentum entschieden abgelehnt, und der Referent ist überzeugt, daß der christliche Ehrgeiz, die Welt zu erobern, schon allein dadurch keine Aussichten mehr hat, wenn er sie überhaupt je hatte. Aus seiner langen Erfahrung in Ostasien erklärt Dr. Purcell, daß im ganzen Nicht-Christen nicht wesentlich weniger moralisch seien als Christen, ja in einigen wichtigen Beziehungen sind sie sogar moralischer.

Das Versprechen einer Belohnung mit dem Himmel oder die Drohung mit der Verdammung sind eben nicht nötig, um einen Menschen zu veranlassen, sich menschlich zu verhalten und in Frieden und friedlicher Zusammenarbeit mit seinen Mitmenschen zu leben. «The Humanist», Oktober 1960.

Die christliche Mission in der Bedrohung

Wiederholt haben wir auf die täglich zunehmende Bedrohung der christlichen Mission in den frühern Kolonialgebieten hingewiesen. Ueberall in den selbständig gewordenen Ländern regen sich mächtige Kräfte, die nicht nur in die politische, sondern auch in die kulturelle und religiöse Autonomie hineinreiben, damit aber auch den Gegensatz zur christlichen Mission verschärfen. In den Aufsätzen «Kirche, Mission und Kolonialismus» und «Der Islam ergreift die Offensive» haben wir in Nr. 9/1960 uns die heutige Lage vergegenwärtigt. Wie Kir-

che und Mission heute die Bedrohung ansehen und beurteilen, bezeugen die nachstehenden Kurznachrichten, die wir den neuesten kirchlichen Veröffentlichungen entnehmen.

1. Die «Reformierte Schweiz», Heft 9/1960, bringt p. 435 eine Photographie; sie zeigt uns die neueste Statue des Staatspräsidenten Dr. Kwame Nkrumah von Ghana. Dieses Standbild steht vor dem Parlamentsgebäude in Accra und trägt auf dem Sockel folgende Inschrift: «Sucht zuerst das politische Reich, und alles andere wird euch von selbst zukommen.» Das ist eine deutliche Persiflage des Christus-Wortes: «Trachtet am ehesten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles von selbst zufallen.» Die Mission muß dieses Wort als eine offene Herausforderung empfinden. Bereits hat der Christenrat des Staates Ghana gegen diese Blasphemie Protest eingelegt und verlangt, daß diese Inschrift wieder entfernt werde.

2. Die Presse der neu gegründeten Staaten gibt gerne zu, daß die Spitäler und Schulen der christlichen Mission auch den Nicht-Christen offen stehen; sie übersieht aber heute nicht mehr, daß alle diese Institutionen im Dienst der christlichen Mission und Propaganda stehen und dieser Propaganda-Aufgabe ihre Existenz verdanken. Das Hauptziel der Missionschulen ist und bleibt die Ausbildung der Einheimischen zu Verkündern des Evangeliums. In der Missionsschule sollen die schwarzen Kinder vor allem für die Welt des Europäers und für die Dienste bei diesem Europäer ausgebildet werden.

3. Wie lauten sie doch, alle jene hochtrabenden und heuchlerischen Proklamationen? Der Kolonialstaat proklamierte: «Wenn wir Kolonien gründen, so geht es uns natürlich nicht um unseren eigenen Vorteil, es geht uns nur um das Glück der Kolonialvölker. Wir wollen den armen Völkern das Licht und Heil unserer Zivilisation bringen. Wir wollen sie aus dem Druck ihrer Primitivität befreien und sie zu gleichwertigen Mitbürgern unserer abendländischen Kultur machen.» Die Missionen proklamieren: «Auch uns geht es natürlich nicht um unseren eigenen Nutzen. Wir wollen die armen Heidenseen aus den Ketten Satans erlösen, wir wollen sie dem allerbarmenten Jesus zuführen und sie so des ewigen Heils teilhaftig werden lassen.»

So wurde wohl nach außen hin proklamiert; in der nüchternen Verrechnung des kolonialen Alltages ging es dann ganz anders zu; da wirkten sich ganz andere Gesetze aus. Die wahren und eigentlichen Ziele und Gesetze des Kolonialstaates deckt ein Kolonialpolitiker wie Paul Rohrbach schonungslos auf, wenn er 1909 mit erschreckender Aufrichtigkeit schreibt: «Nie darf die Beurteilung und die praktische kolonialisatorische Leitung aller Verhältnisse in einem derartigen Kolonialstaat das beherrschende Prinzip aus den Augen verlieren, daß die afrikanischen Kolonien nicht um ihrer selbst willen, nicht um der Eingeborenen willen da sind, sondern ganz und gar um der weißen Völker willen, die sie in Besitz genommen haben.»

Kommen heute die afrikanischen und asiatischen Studenten an unsere abendländischen Hochschulen, so fällt ihnen neben andern belastenden Dokumenten auch einmal Rohrbach in die Hände. Dann wird ihnen der Star gestochen. Sie werden sehend und verkünden in ihrem Stammland, was sie im Abendland gesehen und gelesen haben.

4. Es gibt einen Lehrer-Missionsbund der deutschen Schweiz; er zitiert in seinem Organ «Mission und Schule» (Oktober 1960) als Zeugen einen uns unbekanntem Leßlie Newbigin und schreibt mit anerkennenswerter Offenheit:

«Mission ist heute ganz anders — so hören wir es in den vielen Berichten, die aus Asien und Afrika zu uns kommen. Zwei Dinge sind es vor allem, die der missionarischen Arbeit draußen in der sogenannten nicht-christlichen Welt ein neues Gesicht gegeben haben: Die Existenz eigener, selbständiger Kirchen dort, wo man noch vor nicht allzulanger Zeit von Missionsfeldern sprach, und die Tatsache, daß bereits totgegläubte

Religionen wieder erwacht sind und mit aller Macht in die Auseinandersetzung mit der Christusbotschaft eintreten. Wir sehen die weltweite Christenheit als eine verschwindende Minderheit innerhalb der großen nicht-christlichen Völker, bedroht vom kommunistischen Messianismus in China und vom mythisch-magischen Gesetz des Shinto in Japan, in Frage gestellt vom erwachenden Buddhismus und Hinduismus in Indien, auf Ceylon und in Burma, überspült vom nationalen Fanatismus in Afrika und überrannt vom Feuersturm des Islam im Vorderen Orient.

Dieses erschreckende Bild macht eines ganz deutlich: Wir können nicht mehr so unbefangen von einer allmählichen Verchristlichung der Welt reden, wie das einmal in unserer Kirche geschah.

Ein Bild aus dem Vorderen Orient: Auf der Missionsstation einer kleinen deutschen Missionsgesellschaft im Vorderen Orient war 52 Jahre lang gearbeitet worden, treu und mit letzter Hingabe. Und in diesen 52 Jahren war das Ergebnis ein Getaufter, der in den einsetzenden Wirren spurlos verschwunden ist.

Hat die Mission unter solchen Bedingungen noch einen Sinn? Oder ist unter der Bedrohung durch den Kommunismus und die östlichen Religionen das Ende der Mission gekommen? Wir haben gesehen, daß die Mission im Umbruch der Welt in eine Krise geraten ist. Es wird höchste Zeit, daß diese Krise von den Kirchen des Westens erkannt wird. Das 19. Jahrhundert, das große Jahrhundert der Mission, ist vorbei.

Die sich überstürzenden Ereignisse in der Völkerwelt stellen die Mission und die aus ihr hervorgegangenen Kirchen in ein Examen auf Leben und Tod.»

5. Man beachte: Alle unsere heutigen Mitteilungen entnehmen wir christlichen Veröffentlichungen, die der Missionsarbeit nahestehen; sie bestätigen Schritt für Schritt unsere eigenen Einsichten und Voraussichten. Eine gewisse Genugtuung über diese Bestätigung wird man uns hoffentlich nicht verargen.

Omikron

Gedanken aus den Schriften eines einfachen Mannes

Die *Wahrheit* ist oft eine bittere Pille.

Jedem Menschen sollte Zeit gelassen werden, sich über das, was man *Religion* nennt, nach und nach selber Klarheit zu verschaffen.

Wenn man das «Glauben» in den Mittelpunkt einer Religion stellt, so wird damit das Sachliche der *Wahrheit* verhindert.

Viele Leute kamen durch die *Sündenfallgeschichte* zu der Meinung, der Geschlechtlichkeit hafte etwas Sündhaftes, Ungehöriges an, was ängstliche Gemüter in einen Zwiespalt stürzte auf Jahre hinaus, so daß sie sich scheuten, über dieses Thema mit andern zu reden.

Man ist versucht zu denken, wenn wirklich ein *lieber Gott* existierte, so müßte er dafür sorgen, daß niemand Sünder würde.

Wir brauchen eine *praktische Anleitung*, wie wir uns zum Mitmenschen lieb und schön verhalten sollen. Das ließe sich bestimmt zu einem wirksamen und beliebten Buche formen, das kaum von jemand angefochten würde.

Die christlichen *Regierungen* und die *Kirche* wollen die unteren Schichten des Volkes demütig, gehorsam und anspruchslos erziehen, damit sie zu allem bescheiden ja und amen sagen.

Sicher ist, daß die Gläubigen sich ihre *Götter* selber schaffen.

G. Z.